



8

Der  
Englische Greis,

von \* \* \*

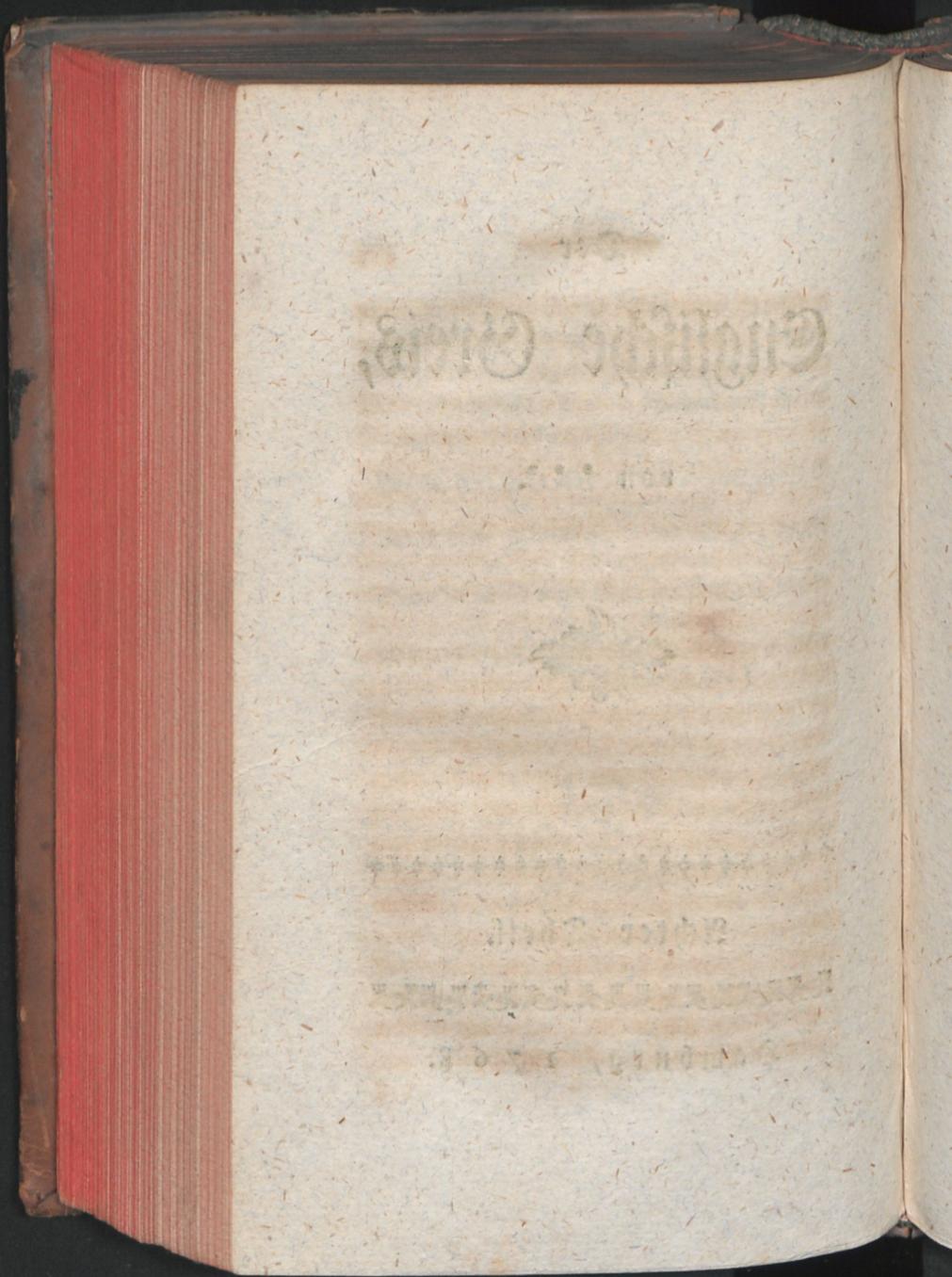


Achter Theil.



Hamburg, 1768.





Der  
**E n g l i s c h e G r e i s .**  
 A c h t u n d z w a n z i g s t e s S t ü c k .

---

**I**ch widme dieses Blatt mit besonderer Ehr-  
 furcht den Lobeserhebungen der heil. Bibel,  
 die nicht nur in Absicht auf den guten Geschmack,  
 ohne allen Tadel ist, sondern auch noch über  
 dieses solche Vollkommenheiten in sich begreift,  
 welche alle menschliche Kräfte nicht erreichen  
 können. Dieses Buch ist uns unter dem Na-  
 men der Heiligen Schrift bekannt. Meine  
 Lobeserhebungen desselbigen sind nur Erzählun-  
 gen derer Vollkommenheiten, und derer  
 Muster, welche dieses Buch, in Absicht auf  
 die besondere Stärke in dem Schönen an den  
 Tag leget. Ich leugne nicht, daß uns die  
 Heilige Schrift nicht deswegen gegeben sey,  
 daß

h h 2

daß wir baraus die Kunst, schön zu denken und zu schreiben, und die Dichtkunst lernen sollen. Ich weiß wohl, daß wir viel etwas wichtigeres daraus ersehen, den Weg zur ewigen Glückseligkeit erforschen, und züchtig, gerecht und gottselig leben sollen. Da aber dieses Buch von dem Geiste Gottes selbst verfaßet ist, und die Christen überzeuget sind, daß Gott nicht nur die Sachen, sondern auch die Ausdrücke und Worte eingegeben habe: so folget der Gedanke ganz natürlich, daß die Schreibart sowohl der Sache gemäß, als auch ihres Urhebers würdig seyn müsse. Kann man wohl, ohne die Hochachtung gegen Gott zu verletzen, seinen Schriften eine Vollkommenheit absprechen, die wir an menschlichen Büchern so sehr erheben? Es kann aus dieser Ursache kein vernünftiger Mensch leugnen, und leugnete es jemand, so nehme ich es auf mich zu beweisen, daß nichts vollkommener sey, als die Schreibart dieses göttlichen Buches, und das beste Muster in allen Arten der schönen Wissenschaften, das man sich darinn zu unterrichten erwählen könne.

Es ist zu verwundern, daß so wenig Schrift-  
ausleger und Gottesgelehrte sich an diese Sa-  
che gemacht haben. Denn was man hieher  
gehöriges antrifft, ist so wenig, daß es nicht  
den Namen verdienet, sehr wenige haben sich  
in ein Feld gewaget, welches bisher ganz leer  
gelassen worden ist; und es dienet solchen Got-  
tesgelehrten zu ihrem billigen Ruhme. Was  
sonst in kleinen Schriften, oder beyläufig hie-  
her gerechnet werden könnte, ist entweder ne-  
ben ein in Vertheidigungen, oder so seichte an-  
gebracht, daß es nicht der Mühe werth ist,  
viel davon zu gedenken. Ich sollte fast mey-  
nen, die Ursache dieses allgemeinen Stillschwei-  
gens in einer so wichtigen Sache komme aus  
einer gänzlichen Unwissenheit in den schönen  
Wissenschaften her, die zu vielen seltsamen  
Auslegungen und Verbunkelungen der schönsten  
Stellen Gelegenheit gegeben hat.

Ich halte es daher nicht nur für ganz un-  
anstößig, sondern auch sehr nöthig, einem  
Buch, welches ein großer Theil der Welt für  
göttlich hält, eben die Ehre wiederfahren zu  
lassen, die man dem Cicero, dem Livius, dem  
Herodot, dem Pindar, Virgil und Horaz nicht  
ver-

versaget hat, und die dem Homer besonders zu Theil ist geworden. Die Gegner der heiligen Schrift, die Freygeister und Freydenker, die Naturalisten haben sie nicht selten eines schlimmen Geschmacks beschuldiget. Die Gottesgelehrten haben sich von je her der Lehren mit Nachdruck und gutem Erfolg angenommen; die Schreibart hat man den Sprachlehrern bisher überlassen, die eben nicht die Leute waren, denen man eine so wichtige Sache allein anvertrauen durfte. Ja, ich kann sagen, daß diese Unterlassungsstunde zu vielen Irrthümern in der Lehre und Zweifeln an der Göttlichkeit des Wortes Gottes eine unselige Gelegenheit gegeben habe.

Wenn ich die heilige Bibel mit der gesunden Vernunft betrachte, so finde ich in derselbigen alle Arten der Schreibart, und jede auf das Vollkommenste; ich will meine vernünftigen Gedanken, so kurz als möglich ist entdecken; ein jeder mache es sich zu Nutzen.

Ueberhaupt ist die Schreibart und der Ausdruck der Sache angemessen, und dem Zweck der Offenbarung gemäß. Es herrschet  
in

in den Dingen, die jeder vernünftiger Mensch wissen und verstehen soll, die möglichste Deutlichkeit in einer Herunterlassung zu dem Einfältigsten, ohne der Würde und Hoheit der Sachen etwas zu vergeben. In der rührenden Schreibart fühlt sich ein jeder, das Herz empfindet, was es empfinden soll. Die Beschreibungen und Namen Gottes, selbst die poetischen Vorstellungen des höchsten Wesens sind so beschaffen, daß nichts dagegen eingewendet werden kann, wenn man die Sache versteht, und einen guten Geschmack besitzt. Es fällt mir hiervon eine merkwürdige Begebenheit ein; meine Leser mögen sie selbst überdenken.

Ein vornehmer Herr, der mit sehr scharfsinnigem Verstande begabet war, war ein offener Verleugner des göttlichen Wesens. Er ließ sich dieserwegen in eine Unterredung mit einem sehr gelehrten und geschickten Gottesgelehrten ein. Dieser besaß eine ausnehmende Stärke in der Beredsamkeit, und die Ausdrücke der heiligen Schrift waren ihm besonders bekannt, daher hielt er seinem Gegner eine Rede von dem Wesen Gottes, welche aus lauter schriftmäßigen Beschreibungen und Be-

nennungen, und würdigen Ausdrücken der Handlungen des Höchsten zusammen gesetzt war. Der ungemein aufmerksame Atheist sagte darauf: Herr Pastor, wenn ein Gott ist, so ist er nicht anders, als sie ihn jetzt beschrieben haben. Ich weiß, daß sie alle Ausdrücke aus der Bibel genommen haben. Kein Buch redet würdiger von einem Gott als dieses, und wenn ein Gott ist, so hat er wahrhaftig die Schrift eingegeben, denn kein menschlicher Witz kann so schreiben, wenn wirklich ein höchstes Wesen ist. Ich gestehe, daß mich ihr Vortrag bewegt hat, und ob ich gleich noch nicht überzeuget bin, so bin ich doch zweifelhaft gemacht worden.

Jener Gelehrte hat die affectenreichen Ausdrücke der heiligen Schrift, in Beschreibung der Freundschaft und zärtlichen Liebe gepriesen. Ich besinne mich jezo nicht, wo ich es gelesen habe, daß in Beschreibung eines Pferdes, dergleichen aus den besten Schriftstellern angeführet waren, keine Beschreibung der beyfam, die der Schöpfer des Pferdes im Buche Hiob selbst machet; welcher uns das innerste der Natur dieses Thieres entdeckt, welche  
nie.

niemanden so gut bekannt war, als dem, der es hervorgebracht. Dergleichen Lob eines Sturmes zur See, ertheilet jener große Gelehrte, der Davidischen Beschreibung, die wir im 107. Psalm lesen. Alle heilige Bücher sind voll solcher Mahlereyen und Beschreibungen, die das innerste der Natur und des menschlichen Herzens entdecken. Wir finden Züge, die das Verborgene der Leidenschaften glücklich in ein Licht setzen, welches wir sonst in keinem andern Buche finden. Ich will von den würdigen Ausdrücken, die das Göttliche Wesen betreffen, nur zwey bemerken, die alles sagen, was man sagen kann. Eine Benennung drückt alles aus, was wir von Gott aus seinen Werken wissen können, und die andere Benennung zeigt uns die Vollkommenheit seines Wesens an. Die erste heißt: Jehovah; keine Sprache kann in einem Wort so viel sagen, als in diesem lieget. Gott hat die hebräische Sprache selbst mit diesem großen Ausdruck bereichert. Dieses Wort sagt von Ihm, daß alles Wesen von ihm ursprünglich herkomme. Es ist so viel, als wenn wir lateinisch, Essentiator, und deutsch, Der

h 5

Der Wesener, sagen dürften. Der andere Ausdruck ist in unsern Uebersetzungen auch nicht zu finden. Gott wird genannt, Der sich selbst Genugsame. Dieser Name, der auf die Vollkommenheiten des göttlichen Wesens gehet, erhebet ihn, wie er ist, das ist, unendlich über alles.

Wir wollen nunmehr zu einzelnen Theilen der schönen Wissenschaften gehen.

Die historische Schreibart, welche mit der Erzählung gescheneer Dinge zu thun hat, finden wir in den historischen Büchern des Moses, und der andern hierher gehörigen Schriftverfasser. Sie ist fließend, deutlich und leicht zu verstehen, wir finden keine eckelhafte Weitläufigkeit und dunkle Kürze. Die Charactere sind vortreflich ausgedrückt, und streuen ein heiteres Licht über die ganze Erzählung. Wir sehen die alten Völker in ihren theils rauhen, theils unschuldigen Wesen sichtbar vor Augen. Die Erzählung ist munter und reizt den Leser nicht aufzuhören, als bis er zu Ende kommt.

Die sinnreiche und scharfsinnige Schreibart, zeigt sich in den kurzen Reden  
und

und Antworten, Rätheln und in den Sprüchen und dem Prediger Salomo. Was vor unvermuthete Vergleichen, Gegensätze, und Entdeckungen verborgener Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten; was vor aus der innersten Natur hervorgeholte Wahrheiten wird ein aufmerkamer Leser nicht gewahr? Hier kann man die nachdrückliche, die volle, die lehrreiche Schreibart, und was man sonst kurze sinnreiche Neben, oder merkwürdige Neben nennet, recht kennen lernen. Der Leser wird beständig gerühret, niemals aber betäubet, oder durch falsche und leere Anspielungen geblendet. Es ist hier keine trockene Zusammenhäufung, sondern eine reichliche und freygebige Ausstreuung fruchtreicher Wahrheiten. Ihr findet keinen zusammengeweheten Berg des dürren Sandes, sondern einen ausschüttenden Korb der weinreichsten Trauben, von denen jede Beere reif und voll Saft ist.

Die Geschicklichkeit einen guten Brief zu schreiben, nach allen Arten desselben, können wir aus den heiligen Meistern des Alten und Neuen Testaments ersehen. Ist wohl je  
ein

ein freundschaftlicheres Empfehlungsschreiben geworden, als dasjenige, das Paulus an den Philemon aufgesetzt, darinnen er ihm einen entflohenen Knecht empfiehlt.

Die Schreibart, welche ohne zusammenhangende Ordnung kurze Lehrsätze zusammenhäuft, und die aphoristische genennet wird, sehen wir in den Briefen, die Johannes verfasst hat, und lernen aus diesen Mustern die Fülle des Herzens, die tiefe Erfahrung und den dringenden Geist eines solchen Schriftstellers kennen. Wenn mir einige Vergleichung erlaubt ist, so sage ich, daß des Apostels Johannis Briefe in der ungebundenen Schreibart sind, was die Ode in der Dichtkunst ist. Eine feurige und schöne Unordnung, welche an sich nichts weniger als Unordnung ist, zeigt sich allenthalben.

Die Stärke in der Redekunst treffen wir überall an; selbst in dem Gebet, das Salomo bey der Einweihung des Tempels vorrichtete. Die Meister in den prophetischen Büchern zeigen eine größre Stärke, als wir bey dem Cicero und dem Demosthenes finden.

ven, und da die heiligen Männer im Namen Gottes reden, so bestürmen sie das Herz, sich zu ergeben, so daß es bebet. Man sollte, wenn man sie reden höret, glauben, der Donner breche aus ihren Lippen heraus. Nichts kann widerstehen; der Himmel höret, und die Erde nimmet zu Ohren, wenn der Herr des Himmels und der Erden redet. Daher ist unter allen Eigenschaften der Beredsamkeit, vornehmlich das Erhabene in der heiligen Schrift zu finden. Selbst die historischen Erzählungen sind nicht leer davon, und der Heyde Longin bewunderte die Worte: Er sprach, es werde Licht, und es ward Licht, als etwas uncommon hohes, und obgleich einige ihm solches nicht eingestehen wollen: so widersetzen sie sich doch nur, entweder weil sie keine deutliche Erkenntniß vom Erhabenen haben, oder weil sie nicht leiden können, daß eine Schrift, die ihren Begierden Schranken setzet, und ihre Begriffe tadelte, ihnen auch sogar in der Schreibart das Vollkommenste zeige. Da Gott redet, da von den größten und wichtigsten Sachen die unserer Vernunft verborgen sind, gehandelt wird, so ist es der Ehre des Red.

Redners, und der Hoheit des Inhalts gemäß; daß der Ausdruck und die Schreibart unser Gemüth erhebe. Ich will nur ein Exempel anführen.

Leset doch den Jesaias, gleich im Anfange ist seine Rede einer göttlichen Erscheinung gleich, die durch Donner und Blitz aus den Wolken hervorbricht, und Himmel und Erde und das ungemessene Reich der Welt in ein aufmerksames Erstaunen und eine ehrerbietige Stille versetzt. Die Majestät Gottes, und das Verhältniß der armseligen Menschen gegen den Schöpfer, ist überall auf das genaueste beobachtet, nicht nur durch deutliche Ausdrücke, sondern auch und vornehmlich, durch das, was verschwiegen wird. Es ist also Homer nicht der einzige, der die grosse Kunst verstanden, eben so nachdrücklich zu reden, als zu schweigen, und der göttliche Erweis, ich will, du sollst, sind in seinen Gesetzen triftigere Bewegungsgründe, als wir in den längsten und schärfsten mathematischen Erweisen antreffen. Ich würde einen ganzen weitläufigen Tractat schreiben müssen, wenn ich dieses alles durch alle Fälle ausführen wollte.

te.

te. Ich habe noch nicht der rednerischen Beschreibung und Vorstellung vom Gebrauch der Zunge gedacht, die Jakobus giebt; doch ein aufmerksamer Schriftforscher wird von selbst, was ich übergehe, bewundern.

Wenn je die Dichtkunst den hohen Namen der Göttersprache zu führen berechtiget ist, so kommt diese Benennung vollkommen der heiligen Dichtkunst zu. Hier lästet sich gleichsam der Himmel auf die Erde hernieder, und lehret uns Lieder, welche die unsterblichen Geister in der seligen Geisterwelt singen. Kann man etwas regelmäßigers und untadelhafteres erwarten. Die von der göttlichen Muse selbst gestimmte Saiten müssen die reinsten Töne in der entzückenden süßesten Uebereinstimmung erschallen lassen. Diese göttliche Dichtung, wodurch ich das innere Wesen des Gedichtes, die Fiction, die Wahrscheinlichkeit desselben ver-  
 stehe, (eine Sache, welche den meisten Dichtern noch unbekannt ist,) ist höchst regelmäßig, die Metaphern, oder die rednerischen Vergleichen durch Setzung eines Worts im verblühten Verstand, sind anpassend und treffen, die All-  
 gorien,

gorien, oder die verblühten Neben und Gleichnisse, sind deutlich und erleuchtend, mit sich einformig, und sowohl in allen ihren Theilen als auch in der bedeutenden Sache übereinstimmend. Die Sprache der heiligen Poesie ist die Sprache der Affecten, aber heiliger und rechtmäßiger Affecten, die den Verstand nicht verblenden. Kurz, ein rechter aufmerkamer Leser fühlet alles, was er liest. Ich kann mich nicht genug verwundern, wie Unwissenheit, Einfalt, Bosheit und Stolz mit den verzogenen Mienen eines verdorbenen Kunstrichters, dieses große Meisterstück, die heilige Dichtkunst, tadeln können, ohne einen allgemeinen Widerspruch zu finden? Es ist erstaunenswürdig, wie groß die Nachlässigkeit der Schriftgelehrten in Erlernung der schönen Wissenschaften gewesen, und wie frech gewisse Schriftspötter den guten Geschmack der heiligen Bücher angegriffen haben, ohne selbst eine zureichende und hinlängliche Wissenschaft des Schönen zu haben! Ich habe keine Einwurfe schwächer und zugleich schlechter beantwortet gesehen, als solche, welche die schönen Wissenschaften und den guten Geschmack betreffen.  
Diese

Diese Seite ist den meisten so fremde, daß sie sich in einer unbekanntem Gegend befinden, wenn diese Sache berührt wird. Vielleicht dienet dieser schlechte Aufsatz zu einiger Ermunterung, weil noch viel geschickte und gründlich gelehrte Köpfe hier Ehre einlegen können.

Unter den Segnern habe ich einige bemerkt, die mit Geberden die Hochmuth und Vertrauen zu erkennen geben, mit großer Zuversicht an der heiligen Schrift, und insbesondere, der Dichtkunst derselben, ich weiß nicht was vor einem ausschweifenden und orientalischen Geschmack auszusetzen finden. Wenn eine ausschweifende Einbildungskraft, übertriebene Ausdrücke, prächtige und zugleich leere Worte und Redensarten, schwülstige Gedanken, und weit hergeholte nicht treffende allegorische Vorstellungen verstanden werden, wie man solche in den Titulaturen des Chachs und Sultans, in dem Coran und arabischen Gedichten, oder in denen die heutige orientalische Schreibart glücklich nachahmenden Schriften der arabischen Erzählungen, die unter dem Namen, der 1001. Nacht u. d. gl. bekannt sind, verstanden werden, so findet man wohl nicht die geringste

ringste Spur in der ganzen heiligen Schrift, so diesem gleich käme. Versteht man aber die Art zu vergleichen und durch Bilder zu reden, und was man sonst hieher ziehen kann, so wird Homer und Pindar mit gleichem Recht des orientalischen Geschmacks beschuldigt werden können: Ein Perrault, oder sonst ein Dichter, der allein für groß gehalten seyn will, kann so nur urtheilen. In der Bibel ist nichts höher, nichts natürlicher, ergehn-der und rührender, als was sie von dergleichen Vorstellungen hat: so daß nur ein bloßer Uebersetzer, der vermöge, und wegen seines verdorbenen Geschmacks das Schöne nicht kennt, alles dieses aus seiner feigen Uebersetzung märzet, und dadurch anzeigt, daß einer der die Religion untergraben will, auch keinen guten Geschmack und Kenntniß der schönen Wissenschaften besitze, und aufs höchste nichts weiter davon verstehe, als in seiner Muttersprache rein zu schreiben. Es giebt iht viele Freydenker und Freygeister, Atheisten, Deisten, Naturalisten, und Religionspötker, Leute die den Weg des Heils verlassen, die sich von dem hellen Lichte der heiligen Schrift wie-

derum

berum in die dunkle Finsterniß begeben. Die Naturalisten verachten den wahren und einzigen Mittler. Sie erheben die Kräfte der nach dem Falle ohnmächtigen Natur. Man hat sie daher mit dem Namen der Naturalisten beleget. Sie sind, wie der Irrthum solches mit sich bringet, noch weiter gegangen. Diese Leute haben sich von den Eigenschaften des verborgenen Gottes ganz andere Vorstellungen gemachet, als die heilige Schrift uns giebet. Sie haben bey dem Gottesdienste über vieles gespottet, vieles ausmärzen und gänzlich verwerfen wollen. Dabey suchen sie den Argwohn der Atheisterey beständig von sich abzulehnen. Man hat ihnen den Namen Deisten auch wohl Ungläubige beygeleget. Dagegen aber haben sie, weil sie doch an keine Regel weder im Denken, noch im Lehren wollen gebunden seyn, bey dem Namen Freydenker mehr Vergnügen gefunden. Anton Collins, ein Mann, in welchen, bey seinem guten Verstande, ein böser und verkehrter Wille, nebst einer noch schlechtern Zuneigung, gegen die christliche Religion wohnete, machte sich, mit seinen Anhängern, den letzten Namen

men mit seiner gewohnten Freymüthigkeit an, und that sich so zu reden recht viel damit zu gute. Fräget man nun einen Naturalisten, was er denn für einen Grund seines Lehrgebäudes angebe? so machet er bey Verwerfung besjenigen, dessen untrüglicher Mund selbst versichert, daß er der Weg, die Wahrheit und das Leben sey, ja von welchen seine Schüler bezeugen, daß Jesus Christus mit seinem unendlich vollgültigen Verdienste einzig und allein derjenige Grund des Glaubens sey, auffer welchen keiner könne geüget werden; eine ganz andere Unterlage seines unordentlichen und verwirrten Lehrgebäudes. Die allgemeine Ehrbarkeit ist es, welche er als das Wesen aller Religionen angiebet, und mit seinem Beyfall nicht nur billiget, sondern auch hinzusetzet, daß er sie für den Grund des Christenthums halte. Ich muß hter abbrechen, damit ich mich nicht so weit von meinem sürgefesten Gegenstände entferne. Der Allmächtige aber behüte einen jeden Menschen vor Irthümern, und bringe alle Irrige zur rechten Erkänntniß der Wahrheit seines geoffenbarten

fenbarten Wortes und der daraus geoffenbar-  
ten allerheiligsten christlichen Religion!

Ich komme nun zu den besondern Arten der  
Gedichte, von welchen wir die besten Muster in  
dem göttlichen Worte antreffen. Das Hel-  
dengedicht sehen wir in dem Buche Hiob,  
der uns mit allen poetischen Farben und in den  
erhabensten Ausdrücken als ein solcher Held  
vorgestellet wird, dessen Unglück, und Unschuld  
und Muth, des Homer, Achilles, und des  
Virgil Aeneas, weit übertrifft. Wir lesen  
eine wunderbare Geschichte, die auf eine solche  
poetische Art vorgetragen ist, daß sie zum  
Muster des Heldengedichtes dienen kann. Die  
Charactere sind deutlich, die göttlichen Cha-  
ractere wunderbar beschrieben, die göttlichen Er-  
scheinungen und göttliche Rede groß und wür-  
dig, die Sittenlehre aber vor allen Helldenge-  
dichten wichtig.

Was die Fabel anbetrifft, so haben wir  
keine ältere, als die lehrreiche und nach allen  
Regeln eingerichtete Fabel des Jotham, da er  
den Sicherniten ihre Thorheit und Unglück,  
unter dem Bilde des unter den Bäumen zum  
Könige erwählten Dornstrauchs vorstellte.

Seit dieser Zeit ist keine Fabel gemacht worden, die, wenn sie gut ist, nicht dieselbigen Regeln beobachtet hätte. Wenden wir unsere Augen auf die Erzählung des Nathan, und auf die Gleichnisse unsers Erlösers, so ist nichts regelmäßiger und lehrreicher, als diese erzählenden Erdichtungen von dem reichen Mann, von dem verschiedenen Acker, den geladenen Hochzeitgästen, dem verlohrnen Sohn u. d. g.

Das Hirtengedicht, die Vorstellung der Unschuld, Tugend und Liebe in dem angenehmen Landleben, und die von allem künstlichen Schmuck entblößte Anmuth, Pracht und Reizungen der Natur, läffet uns das hohe Lieb in der Beschreibung der Liebe der Sulamith und ihres Freundes lesen. Was in diesem Liebe für ein Hirtengedichte zu hoch scheinen möchte, wird, wenn man die Gegend und Landesart, die dort häufig, bey uns aber nur als eine Seltenheit, oder gar nicht wachsende Früchte und Blumen, nebst der Lebensart und Gebräuchen der Morgenländer in Erwegung ziehet, ganz natürlich werden.

Die

Die Ode, welche uns in den Psalmen, und den hin und wieder eingerückten Sieges- und Lobliedern vorgeleget wird, gehet in einem feurigen Schwung zum Himmel, der Affect reisset sich bis zu dem Thron des Höchsten, und vermischet sich daselbsten mit den erhabenen Gesängen der unsterblichen Geister. Die lehren den Lieder der Psalmen sind niedrig, und den Einfältigsten deutlich, welches eine Haupteigenschaft der Kirchenlieder ist; in den erhabnern herrschet überall die schöne Unordnung, die unvermütheten Uebergänge und Verknüpfungen, welche die Leser übereilen, zeigen, daß ein stärkerer Geist, als Pindar und Horaz, von einer höhern Gluth angetrieben, alle irdische Begeisterung und Entzückung übersteige.

Das Trauergedicht, oder die Elegie, welche die Hände ringet, und in klagender Gestalt und mit nassen Augen ihre beklemmte Brust der Seufzer zu erleichtern suchet, hat uns Jeremias in seinen herzrührenden und die Leidenenschaften des Kummers und des Jammers recht natürlich ausdrückenden Thränen und Klagenliedern gegeben.

Ich komme halb furchtsam zur Satyre. Ich nenne die Satyre eine Vorstellung des Lächerlichen, so mit der Thorheit und dem Laster unzertrennlich verknüpft ist. Ich will iho den wichtigen Streit nicht ausmachen, ob die Satyre einem Christen erlaubt sey. Ich halte sie nicht nur, wenn sie vom Pasquill unterschieden wird, für erlaubt, sondern auch für pflichtmäßig. In der heiligen Schrift sind einige satyrische Abhandlungen. Die letzten Stellen des Triumphlieds, welches Debora und Barak sun- gen, machen uns die Mutter des Sissera mit dem prahlenden Trost über den Verzug lächerlich. Wie satyrisch redet nicht der Prophet Elias die Pfaffen des Baal an, da er sie ermuntert, laute zu rufen, weil er etwa schlafe, oder verreiset sey, oder sonst etwas verrichte. David beschreibet die Thorheit der Abgötterey mehr als einmal auf der lächerlichen Seite. Dieses nenne ich eine Satyre, und diese Satyre finde ich in der heiligen Schrift. Wer die Satyre für unchristlich hält, muß einen andern Begriff von derselben haben, oder es mit der heiligen Schrift ausmachen.

Die

Die theatralischen Vorstellungen finde ich nicht, und da es eine ausgemachte Regel der Auslegung ist, daß man aus dem Stillschweigen der Schrift, keinen Schluß machen könne; so will ich nur die Gegner des Theaters erinnern, auf andre Gründe, als dieses Stillschweigen an die Hand geben könnte, sich zu verlassen.

Da sich der gute Geschmack auch in der Baukunst äußert, so giebt die Hütte des Stifts und der Tempel zu Jerusalem keiner Erfindung an Pracht, Ordnung, Natur und Nutzbarkeit etwas nach. Man muß in Betrachtung dieser Gebäude gestehen, daß der Tempel und die Stiftshütte in Absicht auf die Zeiten, insbesondre die Hütte, keine menschliche Erfindung seyn konnte, indem die Baukunst so hoch zu den Zeiten noch nicht getrieben war. Ich sage nicht unrecht, daß alle regelmässige Baukunst daher ihren Ursprung habe, und noch bis izo kein so orbentliches und regelmässiges Gebäude angeführet sey, dessen Dauerhaftigkeit der Witterung und der Zeit, ja allem, nur nicht dem göttlichen Gluche, trozen konnte.

Hi 5

Die

Dieses ist eine kurze Erzählung der Stärke in dem guten Geschmack, welche die heilige Schrift vor allen gut geschriebenen Büchern zeigt. Vielleicht werden viele Menschen einen höhern Begriff von diesem berühmten Buche sich machen, wenn sie das alles nun darinne finden werden, was ich gepriesen habe. Diese Untersuchung wird neue Gründe der Göttlichkeit dieses Glaubensbuches der Christen an die Hand geben. Man erwartet von Gott nichts unvollkommenes; wenn er redet, müssen alle Redner lernen, wenn er dichtet, so müssen alle Dichter ihm die Ehre geben. Da wir gläubige Christen uns mit Recht einer Schrift rühmen, die Gott verfaßt hat, so wird es jedem Liebhaber derselben angenehm seyn, wenn man sie also darstelllet, daß sie sich gegen alle Einwürfe und Spöttereyen selbst rechtfertiget. Man wird zugleich erkennen, wie wenig die Kunstreicher Ursache haben, sich der verworrenen und verdrehten Uebersetzung anzunehmen, welche uns dieses heilige Buch in Absicht auf den guten Geschmack sowohl, als in Absicht der heiligen Wahrheiten ganz und gar verstelllet.

Solche

Solche Verfasser sind den Leuten gleich, die die Sonne nur alsdenn rühmen, wenn Nebel den Glanz bis auf den Grad dieses grossen Lichts vermindert, daß ihre blöde Augen sie nun dreist ansehen können.



### Neun und zwanzigstes Stück.

Daß die Betrachtung unsers Todes eine sehr nöthige, aber auch heilsame Sache sey, ist eine ausgemachte Wahrheit. Es giebt aber sehr viel hierbey zu betrachten, welches man hier nach allen Umständen zu erzählen, oder zu berühren nicht willens ist. Es ist genug, daß man überhaupt an den leiblichen Tod, und an unser eigenes Schicksal, also hierbey gedente, daß solche Gedanken in uns entstehen, welche der Sache gemäß sind, und die einen künftigen Einfluß in den Willen haben, ihn dahin zu lenken, was gute Todesgedanken, von ihm fernern. Ich denke, daß der Tod eine Reise in die Ewigkeit ist, und mir die Pforten derselben

er.

eröffnet, wenn die Thüren meiner zeitlichen Wohnungen und sinnlichen Pilgrimschaft auf der Welt geschlossen werden. Ich denke, daß der Zeitpunkt erscheinen, ja gewiß erscheinen werde, da ich eine solche wichtige Reise anzutreten genöthiget werde. Ich denke, da diese Begebenheit gewiß einmal zukünftig ist, wie ich mich hierzu bereite, damit ich nicht unbesreit alsdenn erfunden werde, und Lampe, Licht und Del gepußt und fertig stehe, wenn die Nacht des Todes kömmt, um mit diesen hellen Werkzeugen jene zu erleuchten. Ich lenke meinen Willen und Begierden dahin, daß ich jenen Gedanken gemäß lebe, und als ein Christ, bey allen meinen zeitlichen Verrichtungen, also wandle, wie ich mit gutem Gewissen vor dem Herrn, wenn er kömmt, bestehen möge. Ich entziehe mich allen Eitelkeiten der Welt, die mir gefährliche Hindernisse, zu meiner glücklichen Reise, in den Weg legen können. Ich fliehe alles Böse der Welt, und suche in der Reinigungskraft des Mittlerblutes, mein Herz täglich reiner und herrlicher zu machen. In einem solchen Bezirke der Gedanken und heiligen Entschlüssen, wirket das

das Andenken des Todes viel gesegnete Früchte, welche sich über unser ganzes Leben ausbreiten, und noch in der seligen Ewigkeit gute Folgen haben werden. Daher sehr zu wünschen ist, daß unsre liebe Mitchristen keine andere, als solche Betrachtungen des Todes ausfüßen möchten, damit sie eine gute Aerndte davon erlangeten und einsammelten.

Unter solchen Gedanken fallen dem Menschen, der zur Neugierde natürlicherweise geneigt ist, mancherley Fragen ein, die er gern beantwortet wissen will. Der Christ bleibt ein Mensch, also bleibt auch jene natürliche Begierde in ihm, nur also, daß er sie im Zaum hält, und nichts weiter zu wissen verlanger, als was er wissen kann, und darf; und daß er sein Verlangen auf den rechten Entzweck führet, nämlich, darum etwas zu wissen, daß er seine Erkenntniß in den Ausübungen der Pflichten und Forderungen Gottes erweitere, und fruchtbar mache. Ruhmvolle Neugierde!

Eine solche Frage ward neulich in einer Sonntagsgesellschaft aufgeworfen. Es wäre sehr gut und erbaulich, wenn man in allen Gesellschaften

gesellschaften darauf sähe, daß sie lehrreich, und moralisch gehalten würden. Es würde dieses grossen Nutzen haben, und das menschliche Leben verführen; da die bloß eitlen Complimentiergesellschaften das Leben der Lieblichen verbittern, und ihnen dergleichen Zusammenkünfte zum Eckel machen. Auch Erzählungen von täglichen Dingen könnten genuzet werden, wenn nur einmal die Absicht der Gesellschafter lehrreicher wäre. Doch ich gehe zurück zu der freizügigen Gesellschaft. Diese wurde gerühret durch eine Erzählung von einem jählingen Todesfalle. Dieses Schicksal haben auch die hohen Cedern, mit den niedrigen Sträuchern des Gebüsches gemein, daß sie oft eben so jähling abgehauen und gefället werden, als diese; ja oft noch eher, daß man den starken Baum nuzt, welcher mehr, als das kleine Strauchwerk, Vortheil bringet.

Gerührt über solche Erzählung, sagte einer diese, der andre jene Umstände, und mancher in der Gesellschaft hemmete seinen Gedanken Lauf, daß sie in keinen Laut ausbrachen, ob schon seine Gebärden die Verräther seines Herzens waren. Es blieb aber hauptsächlich dabe  
bey.

Bey, daß man die Frage zur Beantwortung al-  
 len Anwesenden vorlegte: „Warum Gott nicht  
 „gleich völlig den leiblichen Tod bey dem Men-  
 „schen aufgehoben habe?“, Es wurde darüber  
 verschiedenes geurtheilet, welches ich hier nicht  
 erzählen will; Am Ende wünschete man etwas  
 davon zu lesen, und ich übernahm die Erfüllung  
 dieses Wunsches. Die Frage an sich selbst be-  
 darf keiner weitem Bestimmung, oder Aufklä-  
 rung. Ein jeder weiß, was der leibliche Tod,  
 und die Folge desselben, nämlich die Trennung  
 der Seele von dem Leibe sey. Die Erfahrung  
 hat uns schon viel Verstorbene unter den Sterb-  
 lichen aufgestellt, und man hat zur Gnüge an  
 denselben wahrgenommen, daß ein völliger  
 Mangel des Lebens, und aller lebendigen Be-  
 wegungen verspüret worden. Hätte ein solches  
 Schicksal nicht völlig können unterbrochen  
 werden? Warum hat Gott nicht gleich bey  
 dem Adam, und allen seinen Nachkommen eine  
 andere Einrichtung gemacht? Warum ist die-  
 ses, nebst allen Folgen und Vorbothen des To-  
 des nicht auf einmal weggenommen worden?

Man

Man muß hier erstlich auf die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes sehen. Seine Heiligkeit mußte dem ersten Menschen eine Probearbeit, zur Prüfung seines freyen Verhaltens, vorlegen, damit der geprüfte Gehorsam hernach belohnet, und der Mensch, kraft desselben, zu einem herrlichen Stande gelangen könnte. Dieses konnte ohne Probe nicht angehen. Der Gehorsam verlangt, seiner Natur nach, daß man eine aufgegebene Pflicht erfülle, und ein dargestelltes Gesetz beobachte. Also war dieses dem heiligen Willen Gottes gemäß, ja notwendig, den Menschen einen Versuch machen zu lassen, ob er seinen göttlichen heiligen Gesetzeswillen beobachten würde, oder nicht. Gott bewegte ihn zu diesem freyen Gehorsam, da die Probearbeit, an welcher er seinen Gehorsam üben sollte, sehr gering war. Er hatte ja Bäume genug in seinem Garten, davon er die Früchte genießen konnte; also hatte er nicht nöthig, des verbotenen Baumes Frucht zu kosten. Die draufgesetzte Strafe sollte ihn jene sehr leichte Pflicht zu erfüllen noch mehr bewegen, da ihn Gott sagte, daß sein größtes Unglück darauf folgen

folgen würde, wenn er ihm hierinnen seinen Gehorsam versagte. Er sollte aller dem Menschen zugedachter Glückseligkeit beraubet werden, und unter dem gewiß auszuführenden, und an ihm zu vollstreckenden Todesurtheile verbleiben. Hierinnen trifft man die größte Heiligkeit Gottes an, und ist nichts mit Grunde dargegen einzuwenden, wenn man zumal die große Heiligkeit und Erkenntniß bedenket, welche den Menschen anerschaffen war.

Der geprüfte Gehorsam der Menschen ver-eitelte sich. Er ward ungehorsam. Er übertrat das heilige Gesetz des heiligen Gottes. Dieses war was Böses. Das Böse hasset Gott. Er giebt seinen Haß durch Strafen zu erkennen. Diese verlangt seine strafende Gerechtigkeit. Ja, solche fordert ihn nothwendig darzu auf. Er hat ein Strafgesetz auf den Ungehorsam gesetzt; dieses setzet ihn in die unvermeidliche Nothwendigkeit, solches auszuüben. Der Mensch hat sich durch seinen Ungehorsam unglücklich gemacht: Und nun gehet über ihn die Vollziehung des Urtheils, und zwar von Rechts wegen. Das Urtheil ist nicht allein ge-

Kf

spro-

prochen, sondern auch bestätigt: Du bist Erde, und sollst zur Erde werden.

Nun siehet man, daß die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes von den ausgesprochenen Urtheil nicht abgehen konnte. Wenigstens erkennen wir die Sache nicht anders, und die völlige Richtigkeit und Gewißheit derselben erhellet, theils aus diesen Eigenschaften Gottes, theils aus dem wirklichen Erfolg, da die Adamskinder alle wirklich sterben. Dieses muß der göttliche Entschluß seyn, davon der Grund in dem vorhergehenden lieget. Man könnte sich mit der befriedigenden Antwort, auf die vorgelegte Frage, abfertigen lassen, da man die völlige Aufhebung des leiblichen Todes in der göttlichen Gerechtigkeit nicht gegründet findet, aber doch weiß, daß es Gott also, und nicht anders, zu verfahren, gefallen habe: Gott will dieses und jenes haben; also beruhige ich mich darinnen, und frage nicht weiter, ob es Gott auch anders habe machen können?

Allein es wird doch nicht ungeschickt seyn, weiter in die Sache hinein zu dringen. Darzu hat uns Gott den Verstand gegeben, und wir

wir gebrauchen ihn recht und wohl, wenn wir denselben zur Eröffnung der guten Einsichten in die Wahrheit anwenden. Gott handelt allen seinen Eigenschaften gemäß und übereinstimmend.

Was seine Gerechtigkeit und Heiligkeit nicht hindern konnte, suchte seine Güte und Weisheit zu mäßigen, und, in Absicht auf gewisse Personen, erträglich zu machen, oder aufzuheben. Das gedrohte Elend der Menschen, wandte die Güte Gottes also, daß seine Weisheit Mittel erfand, der Gerechtigkeit genug zu thun, und dieselbe zu hindern, daß die verdienten Strafen nicht völlig über die Menschen herrschen sollten. Dieses war die ewig verborgene Weisheit Gottes, da Gott wußte, anstatt der Menschen, eine Person zu bestrafen, und dieselbe leben zu lassen, daß alle erhalten und von den gedrohten Strafen, unter der angenommenen Gnadenbedingung, befreiet würden.

Der leibliche Tod gehörte unter diese Uebel, und dieser konnte nach dem bestätigten Urtheil: Du bist Erde, und sollst zur Erde werden, nicht völlig aufgehoben werden. Was zu thun?

R f .

Seine

Seine Weisheit hatte Mittel und Wege dem zeitlichen Tode, das Uebel zu benehmen. War nun der Tod kein Uebel mehr, so war es nicht nöthig denselben völlig aufzuheben. Er war aber kein Uebel mehr, weil Gott, in seinem verborgenen Rathschlusse, die Verordnung fest gesetzt hatte, daß der Tod derer, die jene Gnade der verborgenen Weisheit annehmen würden, ein Ende aller Mühseligkeit, ein sanfter Schlaf, und Ruhe nach der Arbeit, ein Eingang der Seele in die Geisterwelt, und eine gewisse Vorbereitung zur Verklärung des Leibes seyn sollte, welche Verklärung den himmlischen Körpern, daß man also reden darf, angemessen ist. Wenn nun die Weisheit Gottes dieses alles also einrichtete, so fällt nun die Verwunderung hinweg, warum Gott den Tod nicht völlig aufgehoben habe? dann es war nicht nöthig, denselben aufzuheben, da er auf eine gute Art, die Unannehmlichkeit desselben vertreiben, und das, was strafendes an demselben war, hinwegnehmen konnte, ohne den Tod aufzuheben. Der Tod blieb, das Materiale der Strafe; aber er war keine Strafe mehr, denn das Uebel, das

For

Formale, das ihn eigentlich zur Strafe macht, war aufgehoben worden. Es kann einer in ein fremd Land verwiesen werden zur Strafe: Er kann aber auch da bleiben, wenn die Strafzeiten vorbey seyn. Also bleibt er in der Fremde, ohne Strafe, weil es ihm daselbst zu leben gefällt. Es kann ein guter Vater, einen frommen Sohn, bey Kriegszeiten, oder andern gefährlichen Zeitläuften, zur Verwahrung, und seiner eigenen Sicherheit, an einen Ort bringen lassen, wo er als ein Gefangener, seiner Freyheit verlustig ist: Aber er ist kein Gefangener. Es geschieht zu seinem Besten. Er wird nicht als ein Gefangener gehalten. Er entschließt sich selbst, diesen wohlmeinenden Willen des Vaters gerne zu erfüllen. Folglich ist der Mangel der Freyheit, wie sonst, keine Strafe, ob sie schon derselben ähnlich siehet, sondern eine wahre Wohlthat vor ihn. Da auch kein Heiliger ohne Tadel, so duldet er diese Ruthe des Todes sehr gerne, als eine wohlverdiente, und weiß schon, wer die Striemen, die solche macht, heilen kann.

Wir wollen weiter gehen, und noch einen gedoppelten Umstand erwägen. Das Daseyn des Todes ließ Gott, auch bey den Frommen, aus weisen Ursachen darum einmal stehen bleiben, weil solcher zu vielen Guten von ihnen konnte genutzet werden; und er selbst noch eine wichtige Probe des Gehorsams gegen Gott seyn sollte. Gott kann nun hier auch den Frommen, denen der Tod kein Uebel ist, eine sehr vielfache Probe des Gehorsams auflegen, daß sie sich gefallen lassen, mancherley Krankheiten, und Zufälle, auch schmerzhaftige Umstände, auf ihrem Krankheits- und Siechbette zu ertragen; Sie unter mannigfaltigen Umständen, die ihnen nahe gehen, aus der Welt zu nehmen, und was dergleichen Proben zum Gehorsam mehr vorfallen können. Unendliche Weisheit Gottes, welche auch den Tod zu vielen Prüfungen und Gelegenheiten des Gehorsams zu gebrauchen weiß. In dieses Feld gehöret auch der Umstand, daß die Frommen diese Folge der Sünde, zu einer besondern Demüthigung nutzen können. Auch darzu gebraucht sie Gott. Wie? Wenn uns der Gedanke einfällt, dieser Leib

Leib der muß verwesen! Wie demüthiget uns dieses, daß wir uns dieses Staubes wegen, wenn er auch noch so schön in der Farbe und Gestalt, oder äußerlicher Zusammensetzung, wäre, niemals überheben, den Gebrauch der Glieder Gottes Willen unterwerfen, und uns hüten, dieses Haus nicht zu verunehren, welches zu einem so schönen und prächtigen glänzenden Palaste des neuen Himmels soll gebraucht werden. Ich will alles dasjenige übergehen, wie nämlich der Tod zu einer heiligen Wachsamkeit, da wir beständig auf guter Huth über uns seyn, zu eifriger Bezähmung unserer Begierden, zur gedulbigen Aushaltung in unserm Elende, und zu vielen andern Uebungen der Gottseligkeit trefflich treiben und bewegen kann: Ich werde meinem Zorne, meinem Unmuth, meiner Ungeduld, meiner herumwallenden Ausschweifung, und andern Anfällen, gleich damit Trost bieten, wenn ich an den Tod ernstlich denke, und frage, wie, wenn der jetzt über mich käme? Ja, vor allen Wallungen der Begierden, werde ich mich sorgfältig, weil mir diese Krankheiten und den Tod bringen können, bey dem Andenken desselben hüten. Gute Arzneyen und Präservative!

Wir wollen aber dieses nicht weiter berühren, sondern den zweyten wichtigen Umstand anführen, warum Gott den Tod nicht völlig habe aufheben wollen. Dieser kommt darauf an, weil sonst hier der Unterscheid, zwischen Frommen und Gottlosen, allzu sichtbar würde, und die ganze Gestalt des Glaubensreiches sich verändern müßte. Dieses ist eine sehr erhebliche Betrachtung. Wir leben ißt im Glauben, und nicht im Schauen. Gottes unumschränkte Gewalt, könnte bey uns allen, wie bey Henoch und Elia gebieten: Es werde gleich ein Himmelsbürger! Er könnte uns gleich überkleiden, wie es Paulus meynet, daß wir das himmlische Gewand, mit dem irdischen Fleischesrocke, jähling verwechselten. Er will aber nicht, weil der Unterscheid unter Frommen und Bösen so sehr und völlig in die Augen nicht fallen soll. Solches zu verhüten, läßt er es sogar öfters jenen übel, und diesen wohl gehen, da es scheint, als ob jener Werke eines Gottlosen habe, weil es ihm übel gehet: Und diesem gehet es so, als ob er Werke eines Gerechten habe. Dieses verlangt keine weise Regierung. Die Zeit, da der Herr

Herr kommen wird, soll der Termin seyn, da  
 sich völlig ausweisen wird, was für ein Unter-  
 scheid sey, zwischen dem der Gott gedienet und  
 nicht gedienet hatte. Wäre der leibliche Tod  
 völlig aufgehoben worden, so müste Gott nicht  
 allein unendlich viel Wunderwerke ohne Noth  
 verrichten, sondern es würde auch gleich in der  
 Welt offenbar, wer zu den Frommen und Bö-  
 sen gehörte. Denn jene würden ohne Tod le-  
 bendig in den Himmel fahren, das müste man  
 ja sehen, und erfahren, daß man sie nicht be-  
 graben hätte; also wäre ja der Unterscheid au-  
 genscheinlich: Und diese müßten begraben wer-  
 den. Folglich wüßte man auch, wer die Be-  
 grabenen wären, nämlich solche, denen man  
 keine Programmata zu Ehren schreiben, und  
 Leichenpredigten zum Gedächtnisse halten dürf-  
 te. Nunmehr wäre ein wichtiger Umstand  
 des Glaubensreiches verlohren gegangen; da  
 die Frommen nämlich glauben sollen, nicht  
 augenscheinlich sehen, daß ihre Seelen gewiß  
 in den Himmel nach dem Tode, und der Leib  
 auch dahin, nach der Auferstehung nämlich,  
 gelangen soll. Alles dieses sollen wir glau-  
 ben, nebst dem, was sonst hierher gehöret,

und mit dem Glauben dieser Lehren verwandt ist, oder demselben entgegen siehet. Folglich kann der Tod, nach diesen Rathschlüssen Gottes nicht völlig aufgehoben werden, weil es mit besagten Umständen streitet. Was würde Gott auch noch mehr für Wunderwerke ohne Noth thun müssen: Er müßte alle Arten der Krankheiten bey den Frommen wegnehmen, sie wunderbar vor aller Ansteckung fauler Dünste, einen gewaltfamen Tod, als z. E. einen frommen Kriegsmann vor einem tödlichen Schuß, Todthauen, und gefährlichen Streich bewahren u. s. f. Ja, er müßte alle Neigung zum Bösen durch ein Wunderwerk austrotten, und das allgemeine Seelenverderbniß wegschaffen, daß hernach nicht einmal die Tugend recht frey und willig; sondern nothwendig würde, wie ein nothwendiges und mechanisches Triebwerk in der Uhr. Wo würden wir hinkommen, wenn wir noch weiter in dieser Betrachtung gehen wollten?

Wie unendlich groß und verehrungsvoll ist demnach Gottes Weisheit, Gnade, Heiligkeit und Gerechtigkeit in diesem Werke? Welche Fe-

ber

der kann genug solches rühmen? Welche Lippen solches genug preisen? Der Feind glaubte aller Menschen Seel und Leib zu verderben, und Gottes Hand errettete beydes, auf eine solche Gott ausständige Weise. Das glaubte und wußte die Schlange nicht, daß der Leib zu Staube, und der Staub zu einem bessern Leibe wieder werden könnte. Das waren unerwartete Dinge. Der Tod soll bleiben: Er soll nicht schaden: Er soll viel nutzen. So weiß Gottes Weisheit das Böse zu vielen Guten zu lenken und zu gebrauchen.

Könnte man auch gedenken, daß die Reise nach dem Himmel weit, und der Himmel groß wäre, also viel Zeit dazu gehörte, ehe jeder Geist an seinen bestimmten Platz käme; so wäre es gut, daß der Tod nicht aufgehoben worden, da alsdenn diejenigen, die erst auf dem letzten Lager sich von Gott haben ergreifen lassen, der Seelen nach, unterwegs genießen könnten, da ihnen sonst der Himmel verschlossen blieben wäre, wenn sie noch nicht völlig vorbereitet gewesen wären, und sie, durch die weggefallenen guten Folgen des Todes, als

als halb Unbereitete, ein gegenseitiges Schicksal hätten erfahren müssen. Dieses kann man auf eine grosse Menge der Christen anwenden. Es läffet sich auch alles, ohne einen mittlern Zustand der Seele nach dem Tode anzunehmen, vernünftig gedenken. Doch wollen wir es nur für eine geringe Muthmassung gelten lassen. Wir haben sie auch nicht nöthig, da hoffentlich jene Antworten einem jeden Leser, und auch unsrer Sonntagsgesellschaft ein Gnuͤge thun werden.

Doch gleich fällt mir ein, ob ich die Frage recht gefasset? Ob man etwan überhaupt vom Tode aller Menschen, ohne Unterscheid, hier die Sache verstanden habe? Doch ich hoffe, daß unsre chrisliche Gesellschafter, ohne Antwort, einsehen, daß die Gottlosen mit Recht alle Strafzübel, also auch ein banger Tod, treffen müsse. Ich bitte den Leser meine Sätze zu häufen, und nicht zu vergessen, was ich jetzt zum Gedächtnisse des erblakten Bischofs Martini auf der Gasse singen höre: Wachet auf, ruft uns die Stimme, wacht auf, — macht euch bereit zu der Hochzeit — So wirds auch heissen:

Wie

Wir folgen all,  
Zum Freudenfaal,  
Und halten da das Hochzeitmal!

Kurz, der Tod ist ein Anfang unserer Ver-  
wandelung, nicht aber unser Ende.

---

### Dreißigstes Stück.

**S**ener weise Sittenlehrer hat mit großem Bedacht gesagt: Traurigkeit tödtet viel Leute, und dienet doch zu nichts. Denn wenn wir nur vernünftig nachdenken, so merken wir gleich, daß der grosse Urheber unserer Natur die Grundlage derselben dergestalt eingerichtet hat, daß wir aus ihrer bloßen Betrachtung zureichend überzeugt werden können, wie uns das allerhöchste Wesen nicht im Zorne, sondern in Güte gemacht habe. Er wollte uns die ganze Dauer unserer Natur hindurch, mit Wohlthaten überströmen, und der Schöpfer hat uns desto- gen durch einen süßen Zwang zu unserer Vollkommenheit schon von Natur dazu geneigt gemacht. Wir begehren nichts, als was wir uns

uns unter der Gestalt einer Vollkommenheit vorstellen; und unsere ganze Natur scheint zu fliehen, wenn sich etwas unter dem schreckhaften Bilde des Bösen derselben nähert; und dieses Gesetz hat uns unser gütiger Schöpfer so tief eingepägt, daß wir nicht eher aufhören werden demselben zu folgen, ehe wir nicht unsere Natur werden ausgezogen haben. Wer uns demnach eine Sache beliebt machen will, der muß sich nach diesem Gesetze richten. Ich will mich also bemühen, meine Leser in diesem Stücke zu überzeugen, daß die gesellschaftliche vernünftige Fröhlichkeit der finstern Traurigkeit vorzuziehen ist. Einem betrübteten Kopfe ist die Gesellschaft gleichsam zur Last, und ein solcher trauriger Mensch ist der Gesellschaft beschwerlich. Ein trauriges, tiefsinniges und mürrisches Gesicht scheint etwas fürchterliches in sich zu halten; so bald man dasselbe erblickt, nimmt unsere Person gleichsam ein Schauer ein, man entfernt sich in möglichster Eil von unfreundlichen Menschen, weil man nicht weiß, ob sie uns was zu Leide thun wollen. Es giebt Menschen, welche deswegen nicht viel in Gesellschaft gehen, weil die mehesten die Wahrheit nicht

nicht kennen wollen, sie sagen demnach bey  
sich selbst:

Ich will in dem Finstern sitzen,  
Und am Elendsseile schweigen,  
Meine Zeit den Kummer weihn,  
Als ein Schall der Wahrheit seyn;  
Tugendtochter! laß mich schweigen,  
Weil die Welt dein Anlich scheut:  
Darf ich ihr dein Bild nicht zeigen,  
Bleibt dir doch mein Herz geweiht.

Aber dieser Gedanke ist sehr leicht, ob er  
gleich nicht ganz zu verwerfen ist; und daraus  
folgt auch noch nicht, daß man traurig und  
einsam seyn müsse. Es ist sehr wahrscheinlich,  
daß alle Leidenschaften, welche die Gesellschaft  
stören, als zum Exempel: Der Haß, Reid,  
Zorn, Unzufriedenheit, Eigensinn und so wei-  
ter, sich mit einem unfreundlichen und trauri-  
gen Gesicht bedecken. Ein Unfreundlicher, ein  
Trauriger flieht die Gesellschaften, und sucht  
die Einsamkeit. Seine betrübten Vorstellun-  
gen versenken ihn in die Betrachtungen seines  
eigenen Elendes, er vergißt darüber gleichsam  
alles

alles was auffer ihm ist, er plaget sich mit seinen eigenen Gedanken, welches doch weise Männer vorlängst widerrathen haben, und daher ist ein trauriger, melancholischer Kopf nicht vermögend, die gesellschaftlichen Tugenden auszuüben, nein, ein solcher niedergeschlagener Mensch ist zur vernünftigen Gesellschaft unfähig. Denn er widerspricht beständig, er ist oftmals unhöflich, er kann keinen Scherz vertragen, keinen bessern Verweis sich zu Nutzen machen, er ist nicht gesprächig, er ist geneigt sich zu zanken; kurz eine überwiegende Traurigkeit der Sinnen ist das Gegentheil des gesellschaftlichen Lebens, und ein wahrer Vorschmack der unglücklichen Ewigkeit in der Hölle, als in welcher lauter traurige Leidenenschaften herrschen werden.

Stellet euch einmal einen lustigen Menschen vor, dieser kann unmöglich ohne Gesellschaft leben, wenn sein Herz voll Frölichkeit ist, so fühlt er in der Einsamkeit einen Mangel, der ihn quält und unerträglich ist. Aus seiner Frölichkeit entstehen angenehme Einfälle, Freundschaft, Dienstfertigkeit, Liebe und andere dergleichen Dinge, die man in der Einsamkeit nicht  
brav

brauchen kann, folglich muß ein fröhlicher Mensch Gesellschaft suchen, um sich selbst mittheilen zu können, und man siehet ihn gerne. Ein freudiges Angesicht, eine fröhliche Miene ist so angenehm, als die glänzende Morgenröthe, die einen heitern Tag verkündigt. Ein vernünftiger Fröhlicher läßt viel Anmuth vermuthen, und er ist geschickt eine ganze Gesellschaft aufzuheitern, seine vernünftigen Neben sind mit Weisheit und Scharfsinn gewürzt; denn von einer tollen, und ungezogenen Fröhlichkeit der Weltkinder, die nur in Fressen, Saufen, tollen Spielen, unnützen Plaudern und Scherzen bestehet, ist hier die Rede gar nicht.

Die Fröhlichkeit in so fern sie eine Tugend, ist weder beschwerlich noch schädlich, folglich können sich die unfreundlichen Menschen und Grilsenfänger damit nicht entschuldigen, denn diese Tugend scheint recht für unsere Natur eingerichtet zu seyn, und ein freundlicher Mensch thut so wohl sich selbst, wie auch der menschlichen Gesellschaft sehr viel Gutes, die Freude schickt sich recht für unsere menschliche Natur. Das Hauptgesetz, nach welchem unser Gemü-

che wirksam ist, besteht darinn: Daß wir unsere  
 Glückseligkeit und Vollkommenheit suchen. Die  
 Vollkommenheit ist die Quelle der Freude. Da-  
 her bemerken wir, daß unserm Kopfe das Den-  
 ken besser von statten geht, wenn wir fröhlich und  
 vergnügt sind, als wenn wir traurig und miß-  
 vergnügt sind. Die Frölichkeit belebt unsere  
 ganze Seele, unsere Person wird dadurch mun-  
 ter, wirksam, geschäftig und belebt. Ein Trau-  
 riger zehet sich ab, wird matt und kraftlos, es  
 drückt ihn wie eine beschwerliche Last, er scheint  
 an seiner Glückseligkeit zu zweifeln, und, um kei-  
 ne vergebliche Arbeit zu thun, so geräth er nach  
 und nach in eine Unwirksamkeit, die seiner ganzen  
 Person schädlich ist. Selbst die Gesundheit unser<sup>s</sup>  
 Leibes hänget davon ab. Die Traurigkeit ist  
 eine Quelle vieler Krankheiten, und alle Leiden-  
 schaften, welche Arten der Traurigkeit sind, ver-  
 derben unsere Gesundheit, und ein Kranker macht  
 durch seine Traurigkeit, wenn er selbiger nicht  
 ausweicht, seine Krankheit langwieriger, stär-  
 ker und unheilbarer. Die Frölichkeit ist die bes-  
 ste Arzney für viele Krankheiten, sie hilft uns  
 öfters mehr als der geschickteste Arzt. Ein Ge-  
 richtes Kraut, ein Stück trocken Brod mit Frö-  
 lich<sup>h</sup>

lichkeit verzehret, und ein Trunk reines Wasser mit fröhlichem Gemüthe getrunken, bekommt uns besser, als die nahrhaftesten Speisen und kostbarsten Ungarischen Weine, wenn sie durch die Betrübniß zu einem Gifte werden. Es ist merkwürdig, daß die Menschen es durch den Gebrauch zu reden eingeführet haben, zu sagen, man verstelle seine Gebärden, wenn man zornig, mürrisch, betrübt und traurig aussieht. Es ist demnach gewiß, daß die Fröhlichkeit der Natur, dem ganzen Menschen nach Leib und Seele unentbehrlich ist; ja so gar die Frauenzimmer, würden durch mürrische, saure und unfreundliche Gesichter die Zerstörerinnen ihrer eigenen Schönheit werden.

Wie auf eine ausnehmende Art preiset uns die Natur die Fröhlichkeit an. Der Character der Jugend, des Alters, in welchem sich die Natur in aller ihrer Pracht zeigt, ist die Fröhlichkeit. Denn so bald die menschliche Natur im hohen Alter des Greises anfängt zu sinken, so verschwindet auch die Fröhlichkeit nach und nach. Ein mürrischer, unfreundlicher und trauriger Jüngling, ist wie eine unzeitige Geburt, weil er ein wahrhaftiger Greis von zwan-

zig Jahren ist. Und ein lustiger Greis ist, trotz seiner Menge von Jahren, noch ein Jüngling; es scheint, als sey es unmöglich, daß er alt werden könne, ob er gleich über 70. Jahre gelebet hat. Die Traurigkeit macht vor der Zeit alt, und verzehret die Schönheit gleichsam nach und nach, folglich ist ein fröhliches Herz die Arznei davor. Der fröhliche Frühling ist das jugendliche Alter des Jahres, und der traurige und rauhe Winter das hohe Alter desselben.

Die ganze Welt ist zu einem Hause der Freude so geschicklich eingerichtet, daß dieselbe auf uns, wenn wir wollen, allerwegen zuströmet. Die Natur ladet uns Menschen zu einer beständigen Fröhlichkeit ein. Es ist erstaunlich, daß ein vernünftiger Einwohner dieser besten Welt, zumal wenn er ein Christe ist, beständig und überwiegend betrübt seyn kann. Der menschliche Verstand ist nicht vermögend, alles das Gute zu zählen, so wir in dieser Welt schon antreffen. Eine sehr große Menge lieblicher Speisen und Getränkes wartet auf unsere Zunge; unzählige Gewächse und Blumen hauchen einen Strom des Vergnü-

gnügens durch ihre fürtreflichen Gerüche für unsere Nase aus; das Auge kann sich nicht satt sehen, und so weiter. Es scheint demnach, als wenn ein melancholischer, trauriger Mensch durch einen Irrthum sich in diese Welt verirret hätte, wenigstens muß man ihn zu den Ausnahmen von den Regeln der Vollkommenheit in der besten Welt, nach dem Falle, rechnen. Man sieht daraus deutlich, daß ein finsterner, melancholischer Mensch sein eigener und der menschlichen Gesellschaften Zerstörer ist. Laßt uns demnach beständig frölich seyn. Wir können die Vollkommenheit unserer Seele und unsers Leibes nicht besser erhalten, als durch ein fröliches Herz, laffet uns demnach den Schöpfer darum bitten. Warum ist jener reiche und vornehme Mann in der Welt nicht glücklich? Weil er nicht frölich ist. Warum genießten arme und geringe Leute oft ein beneidenswürdiges Glück? Weil sie immer vergnügt und zufrieden sind. Ein beständiges überwiegendes Vergnügen ist das einzige und wahre Glück der Menschen, welches das gesellschaftliche Leben der Menschen erhält, und durch dasselbe erhalten wird.

Mit diesen Gedanken stimmen so gar die Regeln der gemeinsten Ehrbarkeit überein. Es macht es der Wohlstand so gar nothwendig, daß wir alsdenn, wenn wir, weil es so Mode ist, auch nur betrübte Gesichter mit machen müssen, als zum Exempel bey Todesfällen, Krankheiten und dergleichen, die Gesellschaft eine Zeitlang vermeiden müssen. Es mag nun dieses Wohlstandesgesetz den jungen Wittwen so strenge scheinen als es will, so hält man es für etwas Unanständiges, in Gesellschaften betrübt zu seyn, wenn jemand nicht so gar die gemeinsten Ehrbarkeitsregeln verletzen will.

Es sind noch etliche Einwürfe übrig, die man kurz beantworten wird. Der eine Einwurf ist von der Religion hergenommen, und man bildet sich ein, daß wir durch das Christenthum zu unaufhörlichen Thränen verpflichtet wären. Wie abgeschmackt ist doch dieser Einwurf! Wenn wir keine Christen wären, so müßten wir immer betrübt seyn, weil wir keinen Mittler bey Gott, und kein Mittel wider unsere Sünden, die einzige Quelle unserer Unglückseligkeit, wüßten. Allein wir sind Christen. Folglich sind wir Leute, die nichts  
in

in Zeit und Ewigkeit zu befürchten haben. Die heilige Schrift befiehet uns, zu schmecken und zu sehen, wie freundlich der Herr sey. Die heil. Schrift sagt uns: Freuet euch in dem Herrn, und abermals sage ich, freuet euch. Sie verspricht uns einen Himmel, da Freude die Fülle und liebliches Wesen zur Rechten Gottes immer und ewiglich ist. Ein Mensch, der melancholisch, und auf eine überwiegende Art traurig ist, kann kein wahrer Christ seyn. Paulus redet auch nur von einer göttlichen Traurigkeit über unsere Sünden, die eine Reue zur Seligkeit die niemand gereuet, bey denen Bußfertigen vor Gott wirken soll, nicht aber von einer melancholischen Traurigkeit der Welt, die den Tod gebietet und das Leben verkürzet.

Der andere Einwurf ist dieser: Man berufe sich auf die vielfältige Noth, die ist in den letzten Tagen, in der Welt angetroffen wird. Aber, es ist auch auf diesen Einwurf sehr leicht zu antworten. Was die vergangene Noth und Elend betrifft, so kann nichts thörichters erbacht werden, als wenn man sich durch vergangene Noth in seiner Gemüthsruhe stöhren, und in

seinem Vergnügen hindern läßt. Die Allmacht kann nicht einmal das Geschehene ungeschehen machen: folglich mögen wir uns noch so sehr darüber betrüben, so haben wir davon nicht den allergeringsten Vortheil zu erwarten. Ein Richter aber thut nur vergebliche Arbeit. Ferner: Die gegenwärtige Noth wird durch unser niedergeschlagenes, melancholisches Bezeigen nicht vermindert, wir werden dadurch vielmehr so verwirrt, daß wir nicht so geschickt bleiben, die Mittel wider die Noth auszufinden, um derselben vernünftig ausweichen zu können: denn wer mitten in der Noth noch überwiegend ruhig und vergnügt bleibt, der ist sein noch mächtig, der besißt sich selbst, und es ist ihm leicht, einen Ausgang zu finden. Ich will an der Natur nicht zum Tyrannen werden, und eine stoische Unempfindlichkeit anpreisen. Nein, wir Menschen müssen mißvergnügt seyn, um eben dadurch unser Vergnügen zu erhöhen, gleichwie wir die Süßigkeit der Speisen durch das Sauere und Bittere erhöhen; ich sage nur, daß uns keine Noth, keine Armut, keine täglichen Nahrungs-sorgen, keine schweren und elenden Zeiten, kein Geld.

Gelbmangel u. s. w. in den Zustand einer überwiegenden Traurigkeit und Melancholie stürzen müsse. Es ist eine große Schwachheit, wenn man sich über eine zukünftige Noth betrübet. Wir können sie dadurch nicht hindern. Zudem ist es manchmal nur eine eingebildete Noth, die nicht geschiehet, und in allen Fällen ist die Noth ganz gewiß kleiner, als wir sie uns in der Einbildung vorher vorstellen. Jener traurige Kopf weinte einstmals sehr, ein weiser Mann fragte ihn, warum er so sehr weinte? Er antwortete: Ich stelle mir vor, daß ich ein eigen Haus hätte, in diesem Hause ist eine Seule, und ich habe meine Art in dieselbe eingehauen, wenn ich nun ein Weib genommen und mit derselben ein einziges Kind gezeuget hätte, dieses Kind spielt in meinem Hause, und steht gerade unter der Seule, die Art fällt herunter, und tödtete etwa das liebe Kind. Ist dieses nicht große Noth? Jetzt fängt er sehr zu weinen an, man sieht ihn gleichsam in Thränen schwimmen, der vernünftige Zuhörer aber bricht in ein lautes Gelächter wegen der Einfalt dieses melancholischen Phantasten aus. Ich will noch anmerken, daß alle allzugroße und überwiegende Betrübniß aus einer gewissen

sen Leere des Gemüths entsteht. Wenn man müßig ist, und nichts kluges denken kann, so fällt man natürlicher Weise in eine Art der abgeschmackten Tieffinnigkeit, welche sich mit einer Traurigkeit endiget. Demnach ist das beste natürliche Mittel wider die Betrübniß, das vernünftige Studiren, und das vernünftige Nachdenken; dadurch beschäftigt man das Gemüth mit der Betrachtung der Wahrheit, und verhindert die zweifelvollen Gedanken. Ein gründlich Gelehrter, weil er zugleich ein Christe ist, ist geschickt, alle Betrübniß und Furcht nach und nach in die Tiefe des Meers zu versenken. Welche herrliche Belohnung für die Weisen ist dieses!



### Ein und dreyßigstes Stück.

Die Scheinheiligkeit ist es, welche ich in diesem Stücke betrachte, zumal da es in unsern Tagen, als welche der Anfang der letzten Zeiten sind, sehr viele Scheinheilige giebt. Ich habe wohl niemals eine grössere Angst in einer  
Gesell

Gesellschaft mit andern Leuten ausgestanden, als vor etlichen Wochen, da mich ein Mensch besuchte, der ein grosser Heiliger zu seyn schien. Ich saß eben in meiner Stube allein, und sann auf ein Stück in den Englischen Kreis, als ich ein bey nahe unmerkliches Klopfen an meiner Stubenthür vernahm. Ich rufte nach eingeführter Gewohnheit: Herein! allein, es wollte niemand kommen. Da ich nun dachte, ich hätte nicht recht gehört, so gab ich mir weiter keine Mühe. Nach etlichen Minuten hörte ich abermals ganz leise klopfen, und ein Husten, dergleichen man hustet, wenn man auf keine vernünftigere Art sein Daseyn beweisen kann.

Gleich sprang ich vom Stuhle auf, und erschnete die Thür mit einer gewissen Art der Munterkeit, die aber augenblicklich in ein ernsthaftes und erschrocknes Wesen verwandelt ward, als ich denjenigen Menschen erblickte, der mich aus meiner Stube heraus gehustet hatte. Dieser Anblick rührte mich dergestalt, daß ich diesen Menschen abmalen wollte, so tief hat sich sein Bild meinem Gemüthe eingedruckt. Seinen Rock hatte er von oben bis unten zugeknöpft. Seine Parucke, deren Haare bis über  
die

die Schulterblätter reichten, war nicht gekämmt. Der Degen stach mit dem Erdboden parallel in den Rockfalten. In der einen Hand hielt er den Hut, und die andere hatte er vor die Brust gelegt. Der Kopf hieng ihm auf die Seite, und er sahe aus, wie ein hüsfender Bramine. (ist ein Priester der heutigen Indianer.) Ich überlasse meinen Lesern zu beurtheilen, was diese Menschengestalt vor einem Eindruck bey mir gemacht. Die Augen hatte dieser Mensch auf die Erde gerichtet, und als ich vor meine Thüre heraus sprang, und ihn mit einer freymüthigen Höflichkeit bat, in meine Stube zu gehen: so neigte sich diese Gestalt sehr tief, und sagte mit einer weinlichen Stimme: O nein! Ich wiederholte mein Bitten nochmals; mein Gast neigte sich wieder, und indem er nichts mehr zu mir sagte, als: Nun dann, so gieng er mit mir, in meine Stube. Ich setzte ihm einen Stuhl hin, und nöthigte ihn zu sitzen. Mit einem tiefen Neigen bekam ich wieder zur Antwort, o nein, und denn: Nun dann, auf mein wiederholtes Bitten; alsdenn setzten wir uns nieder.

Bis

Bis ist war ich noch keines Anblicks gewürdiget worden, ich hatte mich ihm gerade gegen über gesetzt, und ich verwendete kein Auge von dieser Karität. Ich schwieg stille und wollte seinen Vortrag vernehmen. Allein, er sagte nicht ein Wort, sondern seufzete ein paarmal, und hub die Augen gen Himmel. Ich konnte nur das Weiße in denselben erblicken, und sie wurden gleich in den vorigen Zustand wieder gebracht. Ich vermuthete einen überaus wichtigen Vortrag, weil ich mir einbildete, er bereite sich durch ein heimliches Gebet auf denselben. Als aber mein Stummer nicht reden wollte, so fieng ich vor Angst an zu schwitzen, und ich unterbrach das Stillschweigen.

Izt fragte ich nach seinem werthen Namen, und der ward mir kurz weg genannt. Ich fragte, ob er Theologie studire? und mir ward geantwortet: O ja; ob er Philosophie auch studire? Antwort: O nein; was er zu befehlen habe? Antwort: Nun ich bitte: — — — Ich antwortete: daß ich mir eine Ehre daraus mache, ihm zu dienen. Hierauf neigete er sich tief, und lächelte, indem er einen Ton von sich gab

gab der unbeschreiblich ist. Hierauf erfolgte eine gänzliche Stille. Mir ward die Zeit lang. Ich ergriff meine Schnupftabacksdose, und präsentirte sie ihm. Er schüttelte mit dem Kopfe, und nahm nichts, und dem ohnerachtet wollte er nicht fortgehen. Ich besann mich, was ich doch den Tag verbrochen haben müßte, daß ich mit der Gegenwart dieses Menschen heimgesucht würde; und endlich wurde ich etwas unwillig, und fragte ihn dreiste: ob er noch mehr zu befehlen habe? Er antwortete mit einem tiefen Neigen: O nein. Als denn stund er vom Stuhle auf, ohne die Augen in die Höhe zu richten, bückte sich noch einmal, und sagte: Nun dann, leben Sie wohl. Ich bedankte mich mit vielen Freuden, und wünschte, daß ich niemals mehr das Unglück erfahren möchte, einen solchen abgeschmackten Versuch zu bekommen.

Als ich wieder allein war, so mußte ich theils lachen, theils Mitleiden mit einem Phantasten haben, der um fromm zu scheinen den Kopf wie ein Schilf hänget, die Augen niederschlägt, und die Regeln der guten Sitten und der gesellschaftlichen

lichen Höflichkeit verletzt. Damit mich manche  
 Leute nicht vor einen ruchlosen Spötter der  
 Frömmigkeit halten mögen: so will ich mich  
 erst mit zwey Sprüchen der heiligen Schrift  
 verwahren. Der große Lehrer der Welt giebt  
 Matth. 6. v. 16, 17. seinen wahren Jüngern  
 folgenden vortrefflichen und vernünftigen Be-  
 fehl: Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer  
 sehen, wie die Heuchler: Denn sie verstellen  
 ihr Angesicht, auf daß sie vor den Leuten schei-  
 nen mit ihrem Fasten. Wahrlich ich sage euch,  
 sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du aber  
 fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein An-  
 gesicht. Der Prophet Esaias redet auf eine  
 ähnliche Art, Kap. 58. v. 5. sagt er im Na-  
 men Gottes: Sollte das ein Fasten seyn, das  
 ich erwählen soll, daß ein Mensch seinem Leibe  
 des Tages übel thue, oder seinen Kopf hänge,  
 wie ein Schilf, oder auf einem Sacke und in  
 der Aschen liege? Das göttliche Ansehen der hei-  
 ligen Schrift, und die gesunde Vernunft berech-  
 tigen mich also, zu sagen: Daß alle ehrliche  
 Leute, die es mit Gott, mit der Religion, mit der  
 Tugend und mit ihren Nebenmenschen gut mey-  
 nen,

nen, in ihrem Gewissen verbunden sind, so viel in ihrem Vermögen steht, der Kopfhängerey die Spitze zu bieten.

Gemeinlich sagt man, man spotte die wahre Gottseligkeit, wenn man das Kopfhängen angreift und lächerlich macht. Allein ich antworte: Daß ich es völlig dahin gestellt seyn lasse, ob solche scheinheilige Leute wirklich fromm sind; denn wenn bey der äusserlichen Scheinheiligkeit nicht das fromme Herz dabey ist, so hilft es nichts; ich sage aber, daß es mir unbegreiflich sey, wie die Frömmigkeit in der Gestalt eines Heuchlers und Wahnwizigen einhergehen könne? Gott spottet selbst der Kopfhängerey, und Christus verbietet ausdrücklich, das Gesicht zu verstellen. Was brauchen wir weitere Beweise? Doch ich will izt diesen abgeschmackten und lächerlichen Fehler nur aus dem Gesichtspunkte des gesellschaftlichen Umgangs mit andern Menschen betrachten.

Es ist vernünftig und sonnenklar, daß ein Kopfhänger kein geselliger Mensch ist. Wer gesellig seyn will, der muß gegen die Nebenmenschen freundlich, höflich, gefällig, dienstefertig,

fertig, munter, gesprächig, mitleidig seyn, und alle Pflichten der guten Aufführung beobachten. Ein Kopfhänger kennt diese Tugenden nicht einmal. Er ist lächerlich, plump, stumm, traurig, seine ganze Aufführung ist beleidigend. Kein vernünftiger Mensch kann mit Vergnügen seine Gegenwart ertragen, und ich werde Zeit Lebens an die Marter gedenken, die ich bey der oben beschriebenen Gelegenheit ausgestanden habe. Ein Kopfhänger bezeigt sich gegen andere Leute so mißtrauisch und hinterhältig, daß ein ehrlicher Mann ihm schwerlich trauen muß. Wie kann nun wohl ein gesellschaftlicher Umgang zwischen zwey Personen möglich seyn, die einander gar nicht trauen?

Ich muß noch mehr sagen: Ein Kopfhänger unterscheidet sich in allen seinen Mienen, Geberden, in seiner ganzen Aufführung und Kleidung, so gar in dem Tone der Stimme, von der ganzen übrigen vernünftigen und wohlgesitteten Welt. Durch dieses besondere und gezwungene Verhalten tadelt er alle  
 M m übrige

übrige Menschen; er erhebt sich dadurch über dieselben, und macht öffentlich kund, daß er mit niemanden was zu thun haben wolle, der nicht so ein Kopfhänger wird, wie er. Der übrige Theil der Menschen braucht nach Recht und Billigkeit die Wiedervergeltung, und hebt fast alle Gemeinschaft mit solchen Leuten auf, denen in der Natur nicht einmal die ordentlichen Regeln der Bewegung recht sind. Dadurch aber wird das Band der Gesellschaft zerissen, und wer ist auffer dem Kopfhänger wohl schuld an dieser Trennung?

Die wahre Frömmigkeit und Religion ist die mächtigste Stütze und das festeste Band des gesellschaftlichen Lebens. Der scheinheilige Kopfhänger, der doch wohl kaum einmal Thränen über seine Sünden, in seinem ganzen Leben, vergossen hat, reißt diese Stütze um, und löset dieses Band auf. Denn einmal verursacht er, daß kein Mensch im Stande ist, den Heuchler von dem wahren Frommen zu unterscheiden. Der Heuchler hänget auch den Kopf, seufzet und schneibet Gesichter. Ein  
offen.

offenbarer Dieb schadet der menschlichen Gesellschaft nicht so viel als der Heuchler, dieser Dieb, der sich unter dem Schein der Frömmigkeit verbirgt. Folglich ist ein scheinheiliger Kopfhänger schuld, daß die Heuchler vermögend sind, ihre Betrügereyen leichter auszuüben. Hernach macht der Kopfhänger die Frömmigkeit bey allen vernünftigen Unbekehrten lächerlich und verhaßt, sie fürchten sich recht davor. Er verhindert also die Befeh- rung vieler Menschen, und ist schuld daran, daß die Welt geärgert wird.

Ich will es also allen vernünftigen Leuten zu bedenken überlassen, ob sie nicht selbst um Gottes und der Religion willen verbunden sind, sich vor allen den Dummheiten zu hüten, welche ich unter dem Worte Kopfhängerey zusammen fasse. Gott hat unsern Körper nach den schönsten Regeln der Baukunst aufgeführt. Heißt dieses nicht Gott tabeln, wenn man den Kopf mit Gewalt hänget, und die Muskeln des Gesichtes aus ihrer gehörigen Lage ver- rückt? Doch wer noch gesunden Menschenver-

M m 2                      stand

stand besitzt, der braucht nicht, daß ich ihn mit vielen vernünftigen Beweisen überzeuge; und ein Kopfhänger ist keiner Ueberzeugung fähig. Denn wenn alle Menschen den Kopf hängen, so würde er den seinigen gerade tragen.

Vor Schmeicheln, List und Feucheley  
Bewahre mir die Sinnen,  
Und laß mich ja durch Gleisnerey  
Den Nächsten nicht gewinnen:  
Des Herzens Grund sey wie der Mund,  
Dem Nächsten nicht zu schaden;  
So werd ich nicht, wie sonst geschieht,  
Mit Schmach und Schimpf beladen.



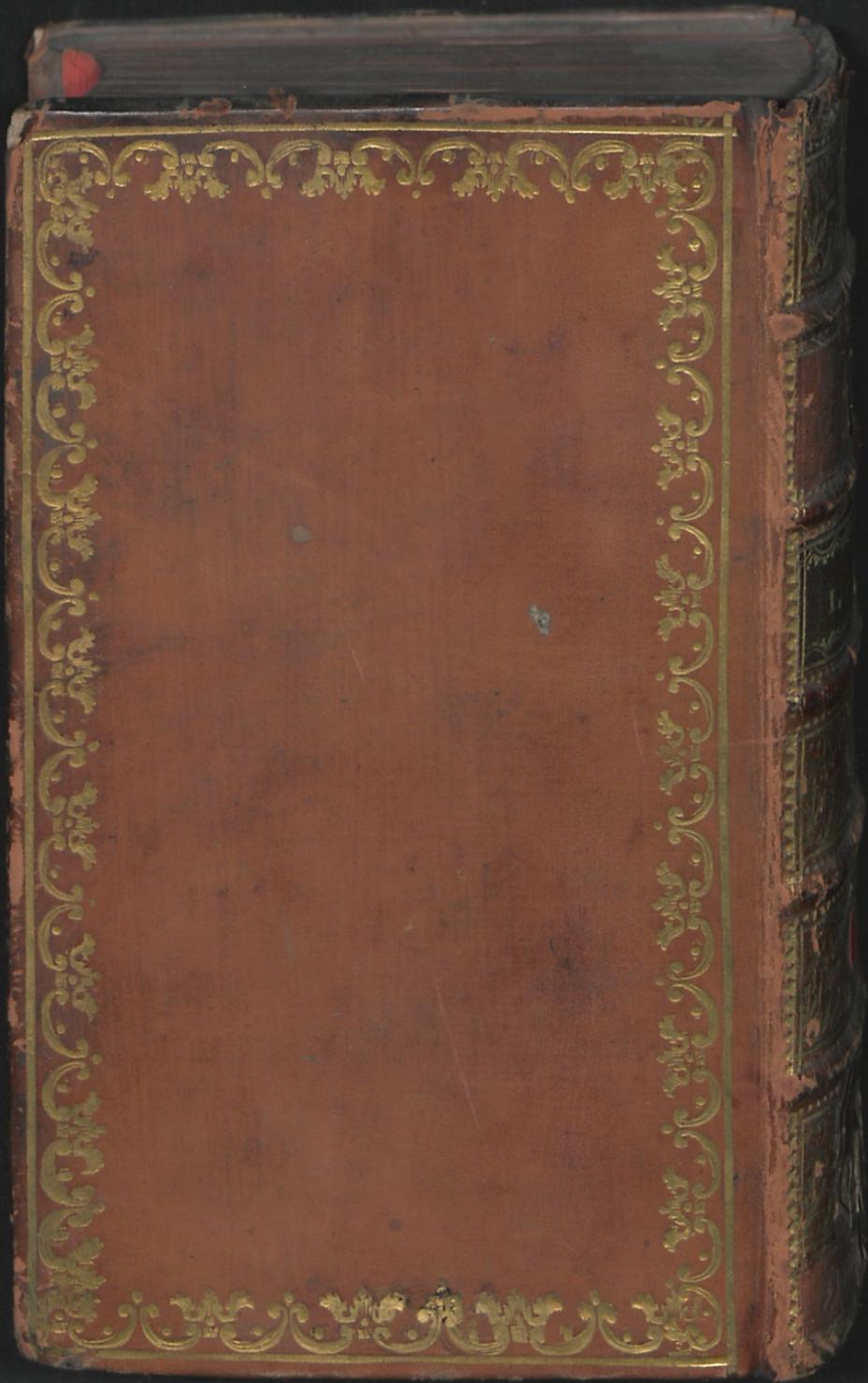


**ULB Halle**

3

006 978 622





Inches  
Centimetres

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue					
Cyan					
Green					
Yellow					
Red					
Magenta					
White					
3/Color					
Black					

8

Der  
Englische Greis,

von \* \* \*



Achter Theil.



Hamburg, 1768.

